

Eigener Kulturraum?

Autor(en): **Fueter, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 14

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667403>

Nutzungsbedingungen

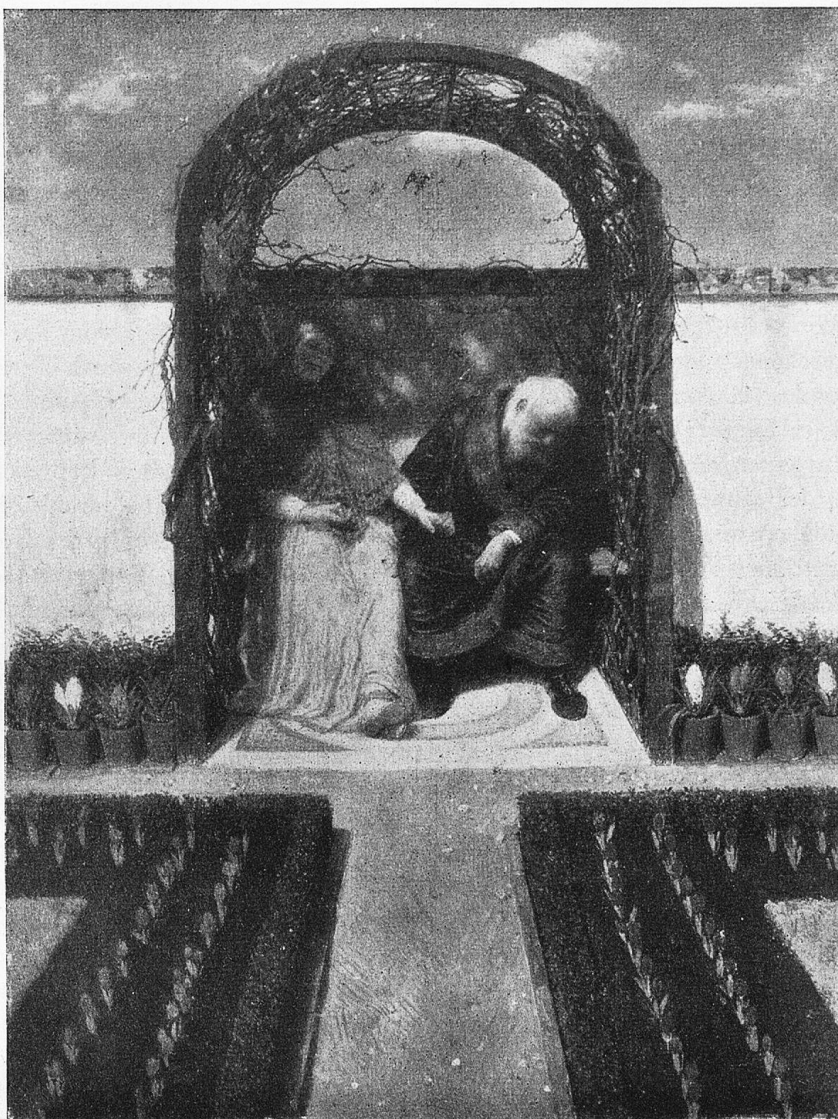
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Arnold Böcklin:
Die Alten in der Gartenlaube

Eigener Kulturraum?

Von Dr. Eduard Fueter

Noch vor zwei Jahrzehnten erschien es zahlreichen hervorragenden Kulturträgern der Schweiz undenkbar, dass die viersprachige Eidgenossenschaft einen eigenen Kulturraum bilden könne. Föderalistische Kreise wehrten sich dagegen so stark wie weltweite Humanisten. Den ersteren war die Vorstellung einer «schweizerischen Kultur» ein Verrat an der tiefen ständischen und sprachlich-regionalen Verwurzelung. Die andern erblickten in diesem Bestreben eine Zwangsjacke für den Weltbürger oder reinen Provinzialismus. Nicht allein in der europäischen Bildung, sondern vor allem im internationalen Wettbewerb sahen sie

mit Recht die beste Form wissenschaftlicher oder künstlerischer Bewährung.

Dazu kam, dass sich viele Schweizer noch mit Stolz der Zeit erinnerten, in der sie als Deutschschweizer an den Universitäten von Berlin oder München oder Wien, als Westschweizer in Paris und als italienischsprechende Eidgenossen an den Hochschulen Italiens studiert oder gewirkt hatten. So wenig sie je einen Zweifel an ihrem demokratisch-schweizerischen Bekenntnis liessen, so klar war, dass sie dem deutschen Kulturkreis wie Württemberger, Sachsen oder Oesterreicher, dem französischen wie Bürger Frankreichs und als

Tessiner wie Lombarden dem kulturellen Italien angehörten. In den französischen Kunstausstellungen waren Westschweizer oft ohne jede Unterscheidung unter die Künstler Frankreichs eingereiht. Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer oder Jeremias Gotthelf wurden in deutschen Literaturgeschichten manchmal ohne Herkunftsbezeichnung als bedeutende «Deutsche» geführt. Die Mehrzahl der bedeutendsten wissenschaftlichen Werke von hiesigen Forschern erschien in den angesehenen Verlagen des sprachverwandten Auslandes: es war der übliche Weg zur Wirkung und Anerkennung im europäischen Bewusstsein. Daher war auch eine günstige oder ungünstige Anzeige in der «Frankfurter Zeitung» oder im «Le Temps» von so grosser Wichtigkeit. Wer dort gelobt wurde, galt der Kulturprovinz der Berge entwachsen. Wer in der massgebenden Presse des Nachbarlandes durchfiel, hatte meist im Ausland wie in der Schweiz für lange Zeit ausgespielt.

Obgleich uns heute scheinen will, dass dieser Zustand neben vielen Vorzügen auch Nachteile hatte, so ist gewiss, dass die Schweizer von sich aus nie ernsthaft an eine grundsätzliche Aenderung des Zustandes vor 1914 gedacht haben. Nur harter Zwang der Verhältnisse führten schliesslich eine Wandlung herbei: Einerseits die Kriegereignisse, andererseits der Totalitarismus. Der erste Weltkrieg zerrüttete die wirtschaftlichen Voraussetzungen der Zusammenarbeit und schuf einen Kulturchauvinismus, den viele Schweizer nicht mitmachen konnten und wollten. Inflation und politische Unrast in den Nachbarländern ermunterten die Schweizer nicht mehr, dort Anstellungen anzunehmen, Bücher zu verlegen usw. Andererseits erschien die Schweiz nun den Ausländern als eine Insel in der Brandung, die nicht mehr gerne aufgegeben wurde. Waren früher die Universitäten der Schweiz «Sprungbretter erster Klasse» für junge deutsche Dozenten gewesen, so zogen diese nun häufig vor, auf diesem Sprungbrett mit seiner gesicherten Währung und ruhiger Arbeitsmöglichkeiten zu bleiben. Junge Schweizer aber wussten oft nicht recht, wie sie in verarmten Ländern von ihren kleinen Austauschstipendien oder Assistentzhonoraren leben sollten. Als sich schliesslich wieder eine gewisse Freizügigkeit — optimistisch wurde sie Normalisierung genannt — durchsetzte, wurde sie jäh abgebrochen durch den Nationalismus und seine Ausbreitung. Denn jetzt wurden wirtschaftliche Schwierigkeiten zielbewusst in den Dienst politischer Ziele gestellt; alle Kultur von

ideologischen oder rassistischen Bedingungen abhängig gemacht. Die Schicksalsfrage war gestellt, ob sich die Schweizer in diese Abhängigkeit begeben oder frei bleiben wollten.

In dieser Lage schuf das Land seinen eigenen Kulturraum als einzigen Ausweg, um so weit als möglich kulturell fruchtbar zu bleiben und dem Provinzialismus zu entrinnen. Die Fäden, die einst zwischen Basel, Bern und Zürich nach Deutschland, von Freiburg, Genf, Lausanne, Neuenburg usw. nach Paris liefen, wurden nun zwischen der deutsch- und romanischsprachigen Schweiz geknüpft, unter Eingliederung des Tessins als wertvoller Repräsentant freier italienischer Kultur. Dabei ergab sich etwas völlig Unerwartetes. Innerhalb des Kleinstaates Schweiz mit seiner Viermillionenbevölkerung entstand eine blühende eigene Kultur. Man entdeckte eine wissenschaftliche, geistige und künstlerische Ueberlieferung von ungeahntem Reichtum. Die Fähigkeit zu hoher Leistung innerhalb der eigenen Grenzen war überraschend. Auch wenn man den Niedergang der Wissenschaft und der Kunst in Kriegseuropa in Betracht zieht, so lehrten die Erfahrungen im Nachkriegseuropa, dass die Friedensinsel Schweiz zehn bis fünfzehn Jahre aus eigener Kraft überstanden hatte. Was kaum für möglich gehalten worden war, wurde Ereignis: dass die Eidgenossenschaft als Kulturvolk die Achtung grosser Kulturnationen errang. Ein sprechendes Zeichen war u. a. der Buchexport, der 1947 auf 27 Millionen Franken anstieg, worunter sich zahlreiche wissenschaftliche Handbücher und Monographien befanden. Schweizerische Architektur- und Plakatausstellungen errangen sich in fremden Staaten hohes Lob. Beim Eintritt der Schweiz in die UNESCO wurde mehrfach besonderen Erwartungen über ihre Mitwirkung auf kulturellem Gebiet Ausdruck gegeben. So waren die Hirtenknaben von einst in einem ihnen kaum bewussten Masse als Gesamtheit kulturell salonfähig geworden vor allem dann, wenn sie ihre übliche Nüchternheit und Bescheidenheit beibehielten.

Nachdem die eigentliche Notlage des letzten Jahrzehnts sich aber wieder mildert und Grenzen sich auftun, erhebt sich die Frage: Soll dieser eigene Kulturraum weiterhin bewahrt, oder sollten möglichst alle Anstrengungen unternommen werden, die alten Verbindungen neuerdings aufzunehmen, im Ausland zu wirken und den nationalen Aufbau, wie er sich in manchen Kulturzweigen gebildet hat, wieder abzutragen? Sollen zum Bei-

spiel Schweizer Autoren dem hiesigen Verlagswesen, das ihnen während der Kriegsjahre grosse Dienste leistete, treu bleiben oder sollen sie an bedeutende ausländische Unternehmen «auswandern», die in gewissen Fällen wieder höhere Honorare, neue Leserschichten und grösseren Absatz gewähren können? Ist es richtig, wissenschaftliche Zeitschriften in unserem Lande durchzuhalten, wenn ihr Erscheinen im Ausland billiger ist?

Es steht ausser Zweifel, dass die neuerdings offenen Tore zum Ausland sehr willkommen sind und benützt werden müssen. Die internationale Freizügigkeit bleibt für einen Kleinstaat wie die Schweiz das Ideal. Andererseits ist aber auch gewiss, dass der eigene Kulturraum mit seiner Verbindung der Landesteile, seiner sichern freiheitlichen Tradition und gesamteuropäischen Haltung nicht mehr aufgegeben werden darf. Zudem ist die Zukunft Europas noch viel zu wenig konsolidiert, um bereits jetzt jahre- oder jahrzehntelange Bemühungen abzurechnen, selbst wenn sie Opfer kosten. Auch haben die beiden Weltkriege in den meisten Staaten Europas wie in der Schweiz zu einem nationalen Aufbau der Kultur geführt, der auf weiten Gebieten nur schrittweise abgebaut werden kann. Endlich hat Europa seine Weltgeltung vor 1914 verloren. Neue interkontinentale Kulturverbindungen sind entstanden, die intensiv zu pflegen die Schweiz allen Anlass hat und die einfacher unter eigener als unter fremder Flagge

auszubauen sind. Bei internationalen Kongressen ist es oft ebenso entscheidend wie wertvoll — besonders als Vertreter des deutschen Kulturkreises — sich auf die schweizerische Zugehörigkeit und Unabhängigkeit berufen zu können. In vielen neugegründeten Institutionen, wie etwa der UNESCO, tritt die Schweiz als Kulturgemeinschaft auf.

So führt eine tiefere Betrachtung zur Erkenntnis, dass die kulturelle Schweiz heute vor einer doppelten Aufgabe steht: Einerseits ist der eigene Kulturraum frei und blühend zu bewahren, als sicheres «Réduit» vor künftigen Stürmen. Andererseits müssen die kulturellen Verbindungen nach dem Ausland so kräftig wie möglich ausgebaut werden. Man darf auch nicht davor zurückschrecken, wieder in den Kulturverband anderer Völker einzutreten, als Sendbote in vielen Weltgegenden zu wirken. In manchen Fällen wird die Entscheidung, welche Wirksamkeit die wichtigere ist, nicht einfach sein. Wagnisse sind unvermeidlich, oft auch finanzielle Opfer in der einen oder andern Form. Die Hauptsache bleibt, dass grosse schöpferische Leistungen vollbracht werden und dass ebenso entschlossen wie bescheiden dem Namen der kulturellen Schweiz Ehre gemacht wird. Eine Kulturprovinz darf die Schweiz nicht mehr werden, aber in vielen Provinzen des geistigen Reiches und der Auslandschweizerkolonien als Pioniere zu handeln, das erscheint erstrebenswert!

Begegnung mit dem beschaulichen Gestern

Eine Fahrt in den Frühling

Der viertägige Schrecken der Lehrerprüfung ist vorüber. Wir sind alle glücklich durchgekommen, meine zehn jungen Schulkameraden und ich, die ich mit 36 Jahren noch einmal auf der Schulbank sass. Gross ist die Freude über das glückliche Ende der strengen Zeit, aber sie mischt sich mit Wehmut, weil wir von vielem scheiden, was wir liebten. Darum wollen wir, bevor uns das Schicksal in alle vier Winde zerstreut, noch einmal zusammenkommen und gemeinsam fröhlich sein. Wir beschliessen einen Frühlingsbummel in die deutsche Nachbarschaft, Endpunkt Bühl im badischen Klettgau, wo die Bühlerzweitschgen herkommen und die Schutzpatronin des Talés, St. Notburga, begraben liegt. Ich habe meinen Kameraden von der Wunderfrau, die neun Kindern auf einmal das

Leben gab und als keltische Wanderpredigerin das Christentum in unsere Gegend brachte, des langen und breiten erzählt. Nun sind sie begierig, die Stätte ihres frommen Waltens kennen zu lernen. Und da wir bereits, noch bevor wir einen Tag Schule gehalten haben, schon leise angekränkelt sind von der unausbleiblichen «déformation professionnelle», bekommt der Ausmarsch den schön klingenden, auf elf Grenzscheinen verbuchten Titel «Heimatkundliche Exkursion».

Ein Schulkamerad bringt uns mit einem betagten Auto — das zum Anlaufen immer zuerst eine Strecke geschoben werden muss, was das Vergnügen natürlich erhöht — an die Grenze. Und weiter geht es zu Fuss in den blauen Frühling hinein. Unendliche Stille liegt über den noch win-